

Sonntags-Beiblatt

Augsburger Postzeitung.

26. September

Nr. 39.

1852.

Dieses Blatt erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der halbjährige Abonnementspreis 40 fr., wofür es durch alle königl. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Erfahrungen eines katholischen Geistlichen in Wien.

Geschildert in harmlosen Briefen.

(Oesterr. Volksfreund.)

II. Die heilige Taufe, das Vorsegen der Wöchnerinnen und die erste Erziehung der Kinder.

Thuerster Freund!

Ich erfülle mein Versprechen, und schreibe Dir, da mir eben wieder einige freie Minuten gegönnt sind, meine Ansichten und Erfahrungen über das junge Wien, worunter ich aber nicht das radicale oder revolutionäre Wien, sondern nur die kleinen Kinder in der Residenzstadt verstehe. Ich fange jedoch bei den allerkleinsten an, welche getauft werden sollen. Uns Geistlichen in Wien werden die neugeborenen Kindlein in der Regel nicht ins Gotteshaus zum Taufbrunnen hingebacht, sondern wir müssen in die Wohnung der Eltern gehen, um dort die heilige Taufe auszuspenden. Obschon dieser Gebrauch eben nicht preiswürdig ist, so läßt er sich doch in Wien aus mancherlei Ursachen nicht leicht abschaffen. Zuerst nämlich protestirt die Mutter dagegen, daß ihr das neugeborne Kindlein fortgetragen wird; dann fürchtet man, daß das zarte Geschöpf in der Kirche einen Schaden an der Gesundheit leiden könnte; nebstdem gehen die Taufpathen nicht gern ins Gotteshaus, und das Fahren kostet zu viel Geld; endlich thut dem Pfargeistlichen eine Remuneration für den Gang ins Haus sehr wohl, weil seine Besoldung zum Leben in Wien nicht hinreichend ist. Bisweilen aber sind mir diese Haustaufen recht schwer gefallen, und zwar nicht bloß der großen Hitze oder des rauhen stürmischen Wetters wegen, sondern auch der sonderbaren Leute wegen, zu denen ich gekommen bin. Manche Leute nämlich sehen einen katholischen Priester nicht gern in der Nähe, und es wird ihnen bei einer heiligen Handlung unheimlich zu Muth; bei andern ist die liebe Armut zu Hause, daher muß sich der Priester auf finstere oder trübselige Mienen gefast machen, oder gar spitzige Worte anhören, und sehr oft in Betreff seiner Remuneration viel Nachsicht haben. Oft habe ich mit Bedauern gehört, daß die Eltern nur auf vieles Bitten einen Taufpathen für ihr Kind gefunden haben, und zwar einen armen Diensthoten oder Tagelöhner. Es scheint demnach in Vergessenheit gerathen zu seyn, daß es ein gutes, für den Himmel sehr verdienstreiches Werk ist, bei einem Täuflinge Pathenstelle zu vertreten, besonders wenn man das erfüllt, was die heil. Kirche von den Taufpathen verlangt, wenn man nämlich in der Folge die Erziehung und den Wandel derjenigen, denen man beim Empfange der heil. Taufe Beistand geleistet hat, liebevoll überwacht. — Nicht genug aber, daß in Wien zu jeder Jahreszeit und bei allen verehelichten Leuten den Neugeborenen die heilige Taufe in der oft sehr

armseligen Wohnstube ertheilt wird; sondern nebstdem werden auch die Mütter also gleich vorgeseget, und das dürfte der Absicht unserer heiligen Kirche schon gar nicht entsprechen. Du weißt nämlich, daß Vorsegen der Mütter im Gotteshause recht sinn- und lehrreich ist; denn gleichwie Maria am vierzigsten Tage nach der Geburt Jesu im Tempel zu Jerusalem erschienen ist, um ihren angebeteten Sohn dem allmächtigen Vater aufzuopfern, und zugleich aus Demuth das im mosaischen Gesetze vorgeschriebene Reinigungsoffer darzubringen: so begibt sich auch eine christkatholische Mutter einige Wochen nach der Geburt ihres Kindes in das Gotteshaus, und opfert ihren Sprößling dem himmlischen Vater auf; sie weiht gleichsam ihr Kindlein dem Dienste Gottes, und dankt dem Allmächtigen in seinem heiligen Hause für die glückliche Geburt des Kindes. Nebstdem wird auch jede christkatholische Mutter durch die Vorsegnung daran erinnert, daß der Ursprung des Menschen noch immer unrein ist, und daß eben deshalb nicht bloß der Neugeborne des Bades der heiligen Taufe, sondern auch jede Mutter der Weihe oder des Segens ihrer von Christo gestifteten Kirche bedarf, um wieder würdig im Heiligthume des Gotteshauses erscheinen zu können. Diese Bedeutung des Vorsegens nun geht größtentheils verloren, wenn die genannte Ceremonie in der Wohnstube einer Mutter vorgenommen wird. Darum, lieber Freund, wirst Du mit mir wohl einverstanden seyn, wenn ich meine, daß die Mütter ohne weiters im Gotteshause erscheinen sollten, um sich vorsegen zu lassen. In Spanien hat ja vor einiger Zeit sogar die Königin ihren Kirchengang öffentlich verrichtet, und die kleine Prinzessin dem himmlischen Vater vor dem Altare aufgeopfert; warum sollte das in Wien nicht ebenfalls thunlich seyn? Leider ist auch die Wartung und erste Erziehung der armen Kleinen in Wien nicht lobenswerth. Ich würde eine lange Zeit und viel Raum in diesem Briefe brauchen, wenn ich Dir alle Fehler und Thorheiten schildern wollte, die bei der Pfllege der Kinder begangen werden. Namentlich pfllegt man die zarten Geschöpfe selbst mit solchen Speisen und Getränken, die nicht einmal den Erwachsenen zuträglich sind, völlig zu überladen, so daß schon frühzeitig in sie der Keim zu einem lebenslänglichen Siechthum gelegt wird. Nebstdem läßt man es an der nöthigen Aufsicht fehlen. Sehr nützlich sind darum die Kleinkinderbewahranstalten in jenen Vorstädten, die meistens von armen Leuten bewohnt werden; denn in diesen Anstalten werden einige hundert Kinder im Alter von drei bis fünf Jahren den ganzen Tag hindurch sorgfältig überwacht und beschäftigt, so daß die Eltern ihrer Arbeit ungehindert nachgehen können. Nebstdem lernen die Kleinen beinahe spielend recht nützliche Dinge, wie z. B. etwas Rechnen, dann die Buchstaben, und sogar ein wenig Lesen, ganz besonders aber die Anfangsgründe der heiligen Religion. Besser wäre es freilich, wenn sich die Eltern selbst mit der ersten Bildung ihrer Kinder befassen könnten und wollten, denn dadurch würde die kindliche Liebe und Dankbarkeit mehr befördert werden, als durch den Aufenthalt in einer Kinderbewahranstalt; allein bei dem jezigen Stande der Dinge ist von Eltern nicht viel Gutes zu erwarten. Nicht genug nämlich, daß die meisten Eltern mit Berufsgeschäften überhäuft sind, sondern nebstdem besitzen sie selbst so wenig Geistes- und Herzensbildung, daß Kinder von ihnen fürwahr nicht viel Gutes lernen können. Ich versichere, daß mir oft das Herz geblutet hat, wenn ich die zarte Jugend betrachtete, und ihre rohen Ausdrücke, ihre schmutzigen, wilden Reden, ihre Schimpf- und Schmähworte hörte oder ihr unbändiges Benehmen sah. Einst hörte ich ein ungefähr dreijähriges Kind mehrere Verse eines abscheulichen Liedes herabfallen, und der Vater hatte darüber eine große Freude. Das Kreuzmachen aber und das Vater unser hatte das Kind noch nicht gelernt. Bei den vornehmeren und reicheren Leuten endlich werden die Kinder schon frühzeitig zur Eitelkeit, zur Puz- und Gefallsucht angeleitet. Du würdest Dich, theurer Freund, gewiß wundern, wenn Du es mit eigenen Augen sehen könntest, wie kostbar und wie phantastisch die Nachkommenschaft der vornehm seyn wollenden Leute in Wien austaffirt ist. Wenn Du mich daher mit den bekannten Worten, die nach der Geburt des Johannes Baptista vorgebracht worden sind, fragen wolltest: Was wird denn aus diesen Kindern werden? dann würde ich die

Achseln zu den, und Dir antworten: Ich weiß es nicht. Gar viel Gutes darf man sich meines Erachtens nicht versprechen. Da ich jedoch voraussetzen kann, daß Du Dich für die Verhältnisse und Zustände der Bewohner Wiens interessirtest, so will ich Dir nächstens noch weiteren Aufschluß darüber geben. Entziehe unterdessen deine Gewogenheit nicht deinem

aufrichtigen Freunde R.

Die Erzherzogin Maria von Steiermark, Mutter Kaiser Ferdinand des Zweiten.

Rede des Hofraths und Reichshistoriographen Dr. Friedrich Hurter, gehalten in der Plenarversammlung des Wiener Central-Severit-
nusvereines am 30. August 1852.

II.

(Schluß.)

Von den Töchtern wenden wir uns wieder zu der Mutter und deren Obforge um alle ihre Kinder. Neben dem Höchsten und Tiefsten, jeder Lebensäußerung die verklärende Weihe Verleihenden, ward auch von allem, was auf Bervollkommnung des Geistes und auf Ausstattung mit manchartiger Geschicklichkeit, je nach der Eigenthümlichkeit des Geschlechtes, Bezug hat, nichts verabsäumt. Die lateinische Sprache nahm damals unter den Anforderungen höherer Bildung dieselbe Stelle ein, welche seit anderthalb Jahrhunderten der französischen nur allzumwillfährig ist eingeräumt worden. Gleich den Erzherzogen wurden auch die Erzherzoginnen in derselben von frühen Jahren an unterrichtet; mit welcher Gründlichkeit, zeigt ein jetzt noch vorhandener Brief, welchen die zehnjährige Erzherzogin Anna an ihren Oheim, den Herzog Wilhelm von Bayern, in jener Sprache schrieb.

Ferdinand, fünf Jahre jünger als Anna, scheint an ihrem Unterricht Theil genommen zu haben, denn schon nach seinem vierten Jahre konnte er es versuchen, seinem Vater ein Brieflein zu schreiben, der freilich der Gemahlin darüber bemerkte: „um es lesen zu können, hätte ich einer eigenen Ziffer bedurft.“ Immerhin ist es ein Beweis, daß frühzeitig sein Unterricht begonnen habe. In seinem siebenten Jahre erhielt er solchen im Zeichnen und Malen, denn die Mutter schreibt ihrem Bruder: „Du glaubst nicht, wie der Bube den Lehrer plagt, er muß ihn stets abmalen.“ Seinem Erzieher, dem Herrn Jakob von Altimis, einem eben so erfahrenen als feingebildeten und gottesfürchtigen Edelmann jener Zeit, schrieb Maria, da Ferdinand eben das zehnte Jahr zurückgelegt hatte: „Ich sehe aus Eurem Schreiben, daß alle meine Kinder sich wohl befinden; daß mein Ferdinand zeichnet, höre ich gerne. Grüßet mir denselben und saget ihm, daß er fromm und gehorsam sey, durchaus nie etwas von Euch begehre, was ihm nachtheilig wäre. Saget ihm, ich hätte seinen Brief wohl empfangen.“

Die Sorgfalt der Erzherzogin um ihre Kinder spiegelt sich am hellsten ab in einigen Briefen derselben, welche ihr zweiter Sohn, Maximilian Ernst, veranlaßte. Klagen des Lehrers über denselben hatten Mahnungen, Erinnerungen, selbst Drohungen an ihn zur Folge. Aber als verständige Mutter wünschte Maria zu wissen: ob zu große Strenge des Lehrers oder wirklicher Ungehorsam des Zöglings die Klagen hervorgerufen hätten, denn der Erzherzog stand bereits in seinem achtzehnten Jahre. Alles aber, was wir über seine Persönlichkeit wissen, berechtigt zu der Vermuthung, daß die Behandlung des Lehrers nicht die zweckmäßigste gewesen sey. Doch schrieb Maria dem Beichtvater Ferdinands: „nichts könnte ihr mütterliches Herz mehr erfreuen, als wenn Max seine üblen Gewohnheiten wollte ablegen, ein vortrefflicher Fürst werden. Gingen ihr aber von Lehrern und andern Personen unablässig Beschwerden über denselben zu, so wäre es nicht anders, als wenn man ihr das Herz aus dem Leibe risse. Der Vater solle ihn ermahnen, daß er sie nicht immerfort betrübe, endlich sich bessere.“

Auf dieses hatte besonders Ferdinand einzuwirken, welchen sie zur Berichterstattung über den Bruder aufforderte. Da nun Maximilian alles Gute angelobt, sandte sie jenem eine schriftliche Ermahnung zu, die er ihm unter vier Augen vorlesen sollte, und von der sie unter der Gnade Gottes, in Verbindung mit des Sohnes gutem Willen, den besten Erfolg sich versprach. Sie täuschte sich nicht. Von Ferdinand kam ihr ein befriedigendes Zeugniß über den Bruder zu, worüber sie bemerkte: „Was kann ich Besseres wünschen, als daß Maximilian umkehre und seinen üblen Gewohnheiten entsage? Laß ihn dir brüderlich empfohlen seyn und strafe ihn brüderlich, wo es nöthig seyn sollte. Er wird es annehmen, wo nicht, so drohe ihm mit mir. Mit nichts hättest du mich so sehr erfreuen können, als mit der Nachricht von seinem Wohlverhalten und mit dem Zeugniß deiner Zufriedenheit mit ihm. Er solle ihn daher öfter zur Ausdauer mahnen, dann würden ihre Wünsche ungezweifelt in Erfüllung gehen, sie seines Fleißes im Lernen noch mehr sich erfreuen können als seines körperlichen Wachstums.“ Ihm selbst schickte sie an seinem Namenstag ein Klinglein und knüpfte daran den Wink: „damit will ich dich zu der Ehre Gottes verbinden und andeuten, daß du den Heiligen, dessen Namen du trägt, zum Vorbild nimmest, so fromm werdest, wie dieser es war.“ Auch die andern Söhne ließ sie durch Ferdinand, der während ihrer Reise nach Spanien die Stelle des Hausvaters zu versehen hatte, öfters an Frömmigkeit, an fleißiges Studiren, an Gehorsam gegen ihn, gegen die Lehrer, gegen den Hofmeister erinnern. Den Grüßen an seine Geschwister fehlte selten der Beisatz: „denjenigen, welche fromm sind, den bösen aber nicht.“ Würde nicht jedes ihrer Kinder gegen den Bruder, als den Ältesten, gebüßlich sich verhalten, so müßte ihr dieses großen Kummer bereiten. „Seyd friedlich unter einander,“ schrieb sie Allen zumal, denn einem Jeden derselben sollten ihre Briefe stets mitgetheilt werden, „seyd friedlich unter einander, alsdann wird Gott mit Euch seyn.“ Ferdinand aber mahnte sie: „Hüte fleißig, es thut alles von nöthen.“

Die Erzherzoginnen wurden unter den Augen der Mutter zur Arbeitsamkeit erzogen. Von der Königin von Polen wissen wir, daß sie jeden Tag von der Mittagstunde an bis um vier Uhr mit zweien ihrer vertrautesten Kammerfrauen in Nähen, Stricken, Verfertigung kirchlicher Geräthschaften zubrachte. Hierin war auch die Königin von Spanien das Ebenbild der Mutter; gleich derselben fertigte sie Manches, entweder für den Dienst der Kirche oder zur Hilfe für Arme. Bei dem Hofapotheker, der zugleich den Namen und den Dienst eines Confectuarius hatte, mußten die Erzherzoginnen das, was damals destilliren genannt wurde, erlernen. Auch den Verrichtungen in der Küche waren sie nicht fremd, wenigstens verstanden sie sich auf Bereitung von Backwerk, denn Maria trug einst Ferdinand auf, von Leonorens „Kocherei“ von jeder Sorte eine Schachtel voll ihr zu schicken, damit sie sehe, wie dieselbe ausgefallen sey.

Jene Zeit kränkelte noch nicht an dem Humanitäts-Schleichfieber unserer Tage. Sie glaubte noch nicht, daß die Kinder zu Männern und zu Frauen könnten herangetändelt und herangetänzelt werden. Sie war dessen fest überzeugt, daß eine tüchtige, gedeihliche Erfolge ins Auge fassende Erziehung, neben der zartesten und wärmsten, aber auch vernünftigen Liebe, vor Anwendung zweckmäßiger Strenge nicht zurücktreten dürfe. Gegen diese räumte fürstliche Geburt kein Vorrecht ein, und die Mutter glaubte so wenig dieselbe vermeiden zu müssen als der Vater. Beide sahen in den Kindern den Menschen, welchen die Liebe mit Erfolg nur dann heranzubilden vermöge, wenn auch der Ernst im Hintergrunde stehe. Die Erzherzogin Maria Christine, die ihre Kinderjahre am Hofe zu München zubrachte, hatte daher den Großvater nur deswegen lieber als die Großmutter, weil er sie nie züchtigte. Der siebenjährige Ferdinand unterließ es, vor einer Reise des Vaters Abschied von demselben zu nehmen. Da trug Erzherzog Carl der Gemahlin schriftlich (wahrscheinlich um es dem Knaben vorlesen zu können) auf, ihn bis zu seiner Rückkehr bei Wasser und Brod einzusperrn. Das Brieflein ist noch vorhanden und zeigt in dem durchgestrichenen Wort Brod, wofür der Erzherzog Stein setzte, daß ihm das

Empfindlichste sollte angedroht werden. Eben so erfahren wir aus einem Brief der Erzherzogin, daß sie Ferdinand die Ruthe gegeben habe, weil er ungeziemende Ausdrücke gegen seinen Oheim Wilhelm sich erlaubt hatte. Was zu meiner Jugendzeit, wenigstens in meiner Vaterstadt noch allgemein und gewiß wohlüberlegter Gebrauch war, das wurde damals auch an dem Hofe zu Graz beobachtet: der heilige Nikolaus kam niemals mit seinen Festgeschenken, ohne eine Ruthe mitzubringen. Maria aber schrieb in Erwartung dieses Tages und im Hinblick auf Ferdinand dem Bruder: „Wie wird der Bub eine Freude haben? Er spricht unausgesetzt von dem Nickel; nur fürchtet er sich, derselbe könnte auch eine Ruthe einlegen. Das höre ich von Herzen gern.“ Als aber eben dieser „Bub,“ wie ihn die Mutter nannte, regierender Erzherzog in Steiermark und Stellvertreter des Kaisers am Reichstag geworden war, schrieb er derselben von seinem dreijährigen Prinzen Johann Carl: „ich freue mich über nichts so sehr, als daß er so gerne betet und die Ruthe fürchtet.“ Heut zu Tage fürchten häufig die Eltern die Ruthe, da eine solche nicht selten in den Kindern für sie heranwächst. Auch ein Fortschritt!

Hiermit habe ich Ihnen das Walten der Erzherzogin Maria über ihre Kinder von der ernsten Seite dargestellt. Findet sich die hochverehrte Versammlung hierdurch angezogen und wünscht sie ein Bild desselben auch von seiner heitern und freudigen Seite, so fehlt es nicht an den bewährtesten Zeugnissen, um hierüber ebenfalls manches Ansprechende und Anmuthige mittheilen zu können. In diesem wird dann zugleich der vollgiltigste Beweis liegen, daß der zu jedem Kampf gerüstete katholische Glaube, die gewissenhafteste Beobachtung alles dessen, was derselbe vorschreibt, die freudigste Erfüllung der mannigfaltigen kirchlichen Bethätigungen, das redlichste Streben nach seiner Heiligung durch Uebung jeder Art von Liebes- und Bußwerken am fernsten stehe von zweideutiger Kopfhängerei und von saurer Grämlichkeit, vielmehr mit der heitersten Herzensfreudigkeit jenes Wort des Herrn erfüllend: Wenn ihr fastet, sollt ihr nicht traurig sehn wie die Heuchler.

Unserer Lieben Frauen Mantel.

Eine Erzählung in sieben Sectionen über das Salve Regina.

Vierte Section:

„Du dir seufzen wir trauernd und weinend in diesem Thale der Jähren.“

Höchlich vergnügt kam, nach einigen arbeitsamen Tagen, der alte Falzmann von der Fürstin nach Hause und hätte seinem Sohn gerne etwas Freundliches gesagt, wäre nicht dieser allzu mürrisch an seinem Arbeitstisch gesessen. Darum ließ er es mittlerweile beim Schweigen bewenden, bis Herr Jacques aufstund, vor ihn hintrat und sprach: Die Gebetbücher sind nun ebenfalls fertig und nebenbei auch ich. — Du, mein Sohn? wie meinst du dieß? — Reisefertig, meine ich. — Wie redest du da, mein Kind? was betrübst du mich? — Die Betrübniß wird so groß nicht seyn, mein Vater; Sie haben ja ohnehin keine Freude an mir! — Mir Freude zu machen, das hängt bloß von dir ab, mein Sohn. — Etwa durch Heuchelei? dazu bin ich zu stolz. — Ja, das bist du. Wärest du es nicht, so könnte ich dir's weillänfig erzählen, welch einen ausnehmenden Beifall deine Einbände bei der Fürstin gefunden haben, wie sehr sie das Geschmackvolle und Solide deiner Arbeit gerühmt hat. Ich muß dir gestehen, ich war selber voll Freude darüber. — So? erwiderte Herr Jacques, mit einigem Sonnenschein im Wolkengesicht; so gnädig waren Ihre Durchlaucht? — Gewiß, mein Kind. Sie will dich sogar sehen, um mehr mit dir zu sprechen, als das erstemal, und du sollst heute bei ihr erscheinen. Sie nimmt dich ganz besonders in Protection. — Dafür danke ich schönstens. Was soll ich dort? wahrscheinlich eine Lection anhören? oder neuerdings vor der schnippischen Jungfer Josepha mich beschämen lassen? — Du bist bitter, mein Kind. — Ja ich bin bitter und gar nichts mehr will mich freuen. Ganz von Herzen betrübt bin ich, mein Vater. — Du armer

Sohn! Gott sey Lob und Dank! — Wie, Sie danken noch Gott dafür? — Freilich, mein Jacques. Nun lernst du doch, was du bisher nicht gewußt hast, daß wir in einem Jammer- und Thränenthale leben. — O nein, Herr Vater, ich werde weder jammern noch Thränen vergießen, dazu bin ich wirklich zu stolz. — Aber was hast du denn, mein Sohn? Ist's der Mühe werth, dich so zu quälen? Der Eine trauert und weint, weil er seinen Herzenswunsch nicht erreichen kann, der Andere, weil er ihn erreicht hat; da ist Trübsal und Jammer vor der Heirath oder nach der Heirath, oder auch nach wie vor; darum sind wir ja im Jammerthal!

Sie scherzen da, sagte Herr Jacques, als ob ich nicht wüßte, daß Sie täglich vor dem Porträt meiner seligen Mutter stehen, und dabei lieber weinen als lachen möchten! Ja wohl, erwiderte Herr Falzmann sehr weich, Gott hat sie frühzeitig von mir genommen. Aber, mein Sohn, darum ist ja auch hier das Thal der Thränen! Du hast es bisher noch nicht erfahren! — Nicht? ich bin gewiß ein unglücklicher Mensch! Und wer ist's, der mich so unselig macht, als eben Jene, welche Sie die Allerseligste nennen? — Sey still, Sohn, das ist ja Lästerung! — Darf ich's nicht sagen, mein Vater? warum nicht? Ich komme hierher, und zwar mit ziemlichem Widerwillen, und nur auf Ihr Geheiß, weil ich in unserer Kunst zu viel gelernt habe, als daß ich mich gerne in einer Landstadt damit vergraben möchte. Kaum habe ich Josepha gesehen, als ich schon ganz getrost war, so daß es mir nimmer einfiel, jemals von hier wegzugehen. Das weiß Gott, ich bliebe mit tausend Freuden. Da war aber der Meister Bankraz gleich hinterher, und hieß mich seine Tochter meiden, und warum? bloß weil ich das Madonnabild in seiner Stube etwas gar zu schwarz gefunden habe. Der wackere alte Servit begütigt ihn kaum auf meine Bitte, als schon ein zweites und noch größeres Unglück dazwischen tritt; denn da kommt die Fürstin und läßt der Allerseligsten einen prächtigen Mantel sticken und sieht sich Josepha zur Gehilfin aus; davon wird das gute Kind so stolz, daß sie zu vornehm für mich zu seyn glaubt, besonders seit die Fürstin mich per Er zu behandeln beliebte; und nun ist mein Glück zu Ende.

Aber, mein Sohn, was du wieder dir zusammen träumst! — Vater, es ist klar. Ich wollte, die Fürstin hätte das Geld, das der rothe Sammt mit der Goldstickerei kostet, lieber an die Armen vertheilt, so wäre das sicher ein besseres Werk, und Josepha hätte keine Gelegenheit, einen redlichen, jungen Mann zu verachten, dessen Kunst der ihrigen wohl noch gleich kommen wird! — Mein Sohn, die Leidenschaft schmält ja aus dir, wie, Gott behüte, aus einem Scharioth? Die Armen, ja die Armen! hast du dich jemals schon um ihre Noth recht eigentlich bekümmert? Oder weißt du auch, was die gute Fürstin für sie thut? Erst gehe hin und erkundige dich darum, und dann urtheile. Urtheile aber auch nicht wie jener, der über Magdalena's Verschwendung gescholten hat; denn Maria, die arme Jungfrau aus königlichem Hause, ist die Mutter aller Armen, und die Armen sind es wahrhaft, die da wissen, daß sie im Thal der Thränen leben, und diese auch wissen es, wohin sie um Hilfe sich zu wenden haben, und sprechen: Zu dir seufzen wir weinend und trauernd in diesem Thal der Zähren. Darauf erwidert ihr göttlicher Sohn und sagt es unverholen: Selig die Armen im Geiste, denn das Himmelreich ist ihrer. Die Königin des Himmelreichs ist aber Maria, darum kennen die Armen auch ihre Königin. Das weiß und fühlt die gute Fürstin gar tief und ehret die Königin in ihrem Bilde durch einen goldgestickten, königlichen Purpurmantel, und die Armen erkennen das für keine geringere Wohlthat, als wenn sie selber gespeiset und gekleidet würden. Ach du mein armer Sohn, wärest auch du ein Armer im Geiste, du würdest es ebenfalls einsehen, und nicht so gesprochen haben, wie Jener, der den Schwert trug und ein Schalk war. Mein Sohn, in heiliger Schrift steht's: den Armen wird das Evangelium verkündigt. Merke dir's: nur den Armen!

Ach Gott! seufzte Jacques, die ewigen Lectionen! Mir ist so wüß, mir ist so wüß! ich wollte lieber, daß alle Donnerwetter mich zerreißen möchten! — Mein Sohn, erwiderte der alte Falzmann zitternd, sey nicht so mürrisch gegen deinen

siebenzigjährigen Vater, dem es so bange um dich ist! Gehe du nur nicht von mir, ich meinerseits will dir nichts mehr sagen, was dich ausbringen könnte. — Ein Strom von Thränen ergoß sich von seinen grauen Wimpern. Beim Mittagstisch saß er still und freundlich, doch ohne einen Bissen zu berühren, Herr Jacques aß auch nichts. Nachmittags nahm er die neu gebundenen Gebetbücher zusammen und sprach: Ich gehe damit zur Fürstin. Du kommst wohl auch nach? — Herr Jacques küßte ihm die Hand, vermied aber, ihm in die Augen zu sehen. Kopfsüttelnd ging der alte Falzmann seinen Weg.

Herr Jacques machte sich alsbald auf, schnürte sein Felleisen, warf sich in sein Reisegewand, worin er ein Mittelding von pilgerndem Künstler, weitausfahrendem wissenschaftlichem Kopf und wanderndem Handwerksburschen vorstellte, nahm seinen Knotenstock zur Hand und begab sich, ein eben so kurz als erhaben stylisirtes Briefchen zurücklassend, auf den Weg. Gern hätte er noch ein anderes, schöner noch stylisirtes an Josepha ausgefertigt, dieß ließ jedoch sein gekränktes Herz nicht zu; und dieß Eine nur mochte er sich nicht versagen, sie noch einmal, wenn auch von ferne nur, zu sehen. Er ging deshalb den Fußsteig längs des Schlossparks hinan im Schweife seines Angesichtes, bis zu der schattigen Anhöhe, wo dem Vernehmen nach der Lieblingsaufenthalt der Fürstin war. Da trugen die glühenden Lüfte des Spätsommers ihm diese Liebestöne aus Josepha's Mund entgegen:

Wir trauern wohl und klagen,
Umringt von Leid und Qual;
Doch seh'n wir ohn' Verzagen
Hinauf zum Himmelsaal;
Maria, hör' uns weinen,
Sieh', Mutter, auf die Deinen
Herab in's Thränenthal!

Auch du hast einst getrauert,
In unermeßner Qual,
Als schneidend dich durchschauert
Der herbe Schmerzensstahl;
Hast mit dem Sohn gelitten,
Mit Angst und Tod gestritten
In unsrem Thränenthal.

Oh' Er. Sein Haupt gesenket
Zum blut'gen Opfermahl,
Hat Er uns Dir geschenkt,
In Kindern allzumal,
Daß du uns mild regierest,
Und mütterlich uns führest
Aus diesem Thränenthal.

Nicht sowohl gerührt als verdrießlich über dieß Lied und dessen Sängerin schritt Herr Jacques seinen Fußsteig fort, bis er eine Waldeshöhe erreichte, wo er von der Hitze ermattet unter einen Baum sich lagerte. Dumpfes, fernes Donnergeroll und trübes Nachstunnen wiegten ihn in einen ängstlichen Schlummer ein, aus welchem nach Kurzem wieder ein heulender Wettersturm ihn emporriß. Da zog unter leuchtenden Blitzen eine gräuliche Hagelwolke über seinem Haupt daher und raffelte in die Thäler hernieder; dem Buchbinder aber ward bange zu Ruthe und er mußte an das Geseß denken, das mit Donnerschlägen und Bligessflammen verkündet ward: Ehre deinen Vater und deine Mutter! also daß er ängstlich durch das Dickicht herabklimmte, um die Landstraße zu erreichen. Unten im Dorfe war des Wehklagens viel, und als der Sturm vorübergezogen war, stieg der Jammer erst auf's Höchste,

denn nun zeigte sich erst der Graus der Verwüstung in Gärten, Weinbergen, Feldern und Wiesen, und vernichtet waren die Hoffnungen des Sommers und Herbstes von dem gewaltigen Hagelschlag. Auf das Trocknen seiner triefenden Gewande wartend stand Jacques unter den Jammernden und schämte sich bereits des Weines, den er mitten unter den Weinenden sich hatte einschenken lassen, als ein rasches Wagengeroll durch den Hohlweg herabtönte, und bald darauf die Fürstin, von einem Wirthschaftsbeamten begleitet, in die Wirths- und zugleich Schulzstube hereintrat. Bestürzt nahm Jacques eilends seinen Rock und sein Felleisen um, und hätte sich gerne hinausbegeben, wäre er nicht durch den Schwarm der Dorfbewohner verhindert worden, die drängend die Hausflur anfüllten. Er mußte also Zeuge davon seyn, als die Fürstin gütig die Betrübten anredete: wie sie von dem Unglücke gehört hätte, das vor einer Stunde sie getroffen, und selber nun davon in Kenntniß gesetzt, ihr Möglichstes beitragen werde, um dasselbe ihnen zu erleichtern. Da wandelten sich viele Jammerthränen in Freudenthränen um, und die Betrübten küßten der Fürstin mit tausend Dank an die göttliche Fürsichtigkeit und an die Mutter Gottes die Hand oder den Saum des Gewandes, Andere aber eilten davon, um die gute Nachricht weiter an die Draußenstehenden zu bringen. Da gelang es auch dem jungen Falzmann, mit hinaus gedrängt zu werden; als er aber dastand und sich besann, daß er seinen Wein noch nicht bezahlt habe, drang plötzlich der Ruf aus dem fürstlichen Wagen zu ihm: Jacques! Herr Jacques! Er blickte hin, Josepha grüßte ihn zum Wagenschlag heraus. In dem Augenblicke trat auch die Fürstin aus dem Hause. Sie sind ja der junge Buchbinder? fragte sie ihn. — Zu dienen, Ew. Durchlaucht. — Wie kommen denn Sie hierher? — Ein Spaziergang, Ew. Durchlaucht! — Die Fürstin sah ihn, mit einem Seitenblick auf das Felleisen, lächelnd an und sprach: Wie durchnäst der Arme ist! Segen Sie sich herein und fahren mit mir zurück; es ist noch Raum auf dem Rücksitz. Nur nicht lange zögern, ich meine es im Ernst! Ein Jäger hob auf ihren Wink den Verlegenen auf den Rücksitz hinaus, da saß er nun und sah in seine Reisefappe hinein, die er, auch auf der Fürstin Geheiß, schlech- erdings nicht aufsetzen wollte.

Paris.

Anfang des Sommers wohnte der Prinzpräsident in St. Cloud, zwei Stunden von Paris. Ein paar Tage vor seiner Abreise nach Straßburg kam er eines Morgens ohne alle Ankündigung in Begleitung eines Adjutanten in das Haus der christlichen Schulbrüder. „Meine lieben Brüder,“ sagte er nach dem Eintreten, „ich höre, Sie haben hier Bücher, die in einem gewissen Geiste geschrieben sind, der geeignet ist, die Gestimmungen der Zöglinge in Betreff unserer Nationalgeschichte irre zu leiten.“ — „Man hat Sie hintergangen, Prinz,“ antwortete der Superior, „solche Bücher gibt es bei uns gar nicht.“ Da äußerte der Adjutant: „Haben Sie nicht ein Geschichtsbuch, worin der Kaiser arg mitgenommen wird?“ Hierauf gab ihm der Superior ein Unterrichtsbuch der Landesgeschichte, das für den Orden besonders verfaßt war, und sagte: „dies ist das einzige Buch, welches neuere Geschichte betrifft.“ Der Prinzpräsident nahm schnell das Buch an sich, las sofort einige Seiten und gab es dann dem Superior mit den Worten zurück: „Ganz gut. Seit wann besteht Ihr Haus? wie ist Ihre finanzielle Lage?“ Der Superior entgegnete: „König Carl X. hat es gegründet und reich ausgestattet aus seiner Kabinettskaffe, aber die Zahl der Zöglinge ist uns doch ein wenig über den Kopf gewachsen.“ „Nun, wie groß ist ihr jährlicher Ausfall?“ „Etwa 300 Franken.“ „So nehmen Sie diesen kleinen Beitrag, um sie aus der Verlegenheit zu ziehen,“ sagte Ludwig Napoleon, indem er einige Banknoten aus der Tasche zog und sich entfernte. Es war ein Geschenk von 2000 Franken.